

Luchterhand

Hrsg. von Carl Amery

BRIEFE

Briefe an den
Reichtum

MA
WED

REICH
TUM

Carl Amery (Hrsg.)
Briefe an den Reichtum

Carl Amery (Hrsg.)

Briefe an den Reichtum

Luchterhand

1. Auflage

© 2005 Luchterhand Literaturverlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany
ISBN 3-630-87186-0

Inhaltsverzeichnis

- 9 *Carl Amery*
Von deutlicher Rede
Statt eines Vorworts

Grundkurs

- 21 *Andreas Eschbach*
An Max Mustermann
*Zeugt Geld? Arbeitet Geld? Rat für einen
ziemlich ratlosen neuen Bankkunden*

- 36 *Basilius der Große*
Rede an die Reichen

Herz der Finsternis

- 39 *Harald Schumann*
An Mr. Gent
Eine Analyse des Vodafone-Skandals
- 60 *Oskar Negt*
An Heinrich von Pierer
Von der Wirtschaft gegen den Menschen
- 85 *Freda Meissner-Blau*
An den Prinzen Pahlevi
Das Kriminalregister einer jungen Dynastie

Historisches und Kollaterales

- 111 *Karl Gaier*
An die Großgrundbesitzer
Der Todeskuss des Kapitalismus für den Wald
- 129 *Harald Grill*
An Silvio Berlusconi
*Ratschläge aus dem Bayerischen Wald
an einen Lebenskünstler*
- 145 *Hermann Scheer*
An Prof. Dr. Axel Börsch-Supan
*Der Platz der »gefälligen Wissenschaft«
in der Welt des Reichtums*
- 160 *Gottfried Fischborn*
An Alberto Vilar
Fallstricke des Mäzenatentums
- 171 *Rupert Neudeck*
An Oliver Kahn
*Wie ein Millionärs-Entertainer wirklich
wichtig werden könnte*
- 181 *Ogden Nash*
Geht auf meine Rechnung

Therapien

185 *Hans Olbrich*

An einen jungen Freund

Ermunterung zum Abstand

196 *Margrit Kennedy*

An eine Erbin

Empfehlung einer höchst praktischen Alternative

216 *Ulrich Duchrow*

Ein Briefwechsel zwischen Arm
und Reich und seine Folgen

Wie kommt ein Kamel durchs Nadelöhr?

258 *Christian Morgenstern*

Die Probe

259 *Carl Amery*

An den Bundespräsidenten

Statt eines Nachworts

267 **Die Absender**

Zu den Autoren

Carl Amery

Von deutlicher Rede

Die Absicht dieses Buches ist schlicht Aufklärung; Aufklärung über Tatbestände des Reichtums, die für das Weiterleben der Menschheit so wichtig, so krisenhaft wichtig sind wie nie zuvor.

Dabei ist allen, auch den Autorinnen und Autoren der folgenden Texte, hinlänglich klar, dass solche Aufklärung nur in sehr begrenztem Maße möglich ist. Zwar ist es dem Reichtum gelungen, sich und seine Wachstumsmethoden seit der Implosion des Sowjetsystems für schlechthin naturwüchsig zu erklären; dennoch haftet ihm, ob er dies bewusst will oder nicht, der zwanghafte Drang zur Verschleierung an. Statistische Reichtums-Erhebungen werden, wenn sie ehrlich sind, immer von verschämten Fußnoten begleitet, die solche Verschleierung wenigstens teilweise zugeben; vor allem die Schleppe von Privilegien, die der Reichtum mitschleift, lässt sich gar nicht in Einzelstränge aufdröseln. Ein Ahnherr der deutschen Soziologie, Georg Simmel, weist auf die hübsche Doppelbedeutung des Wortes »Vermögen« hin: Allein das Bewusstsein, etwas über das Übliche hinaus zu »vermögen«, nennt er ein *superadditum*, also ein Obendrein-Geschenktes, das eben nur dem Reichen vergönnt ist und seinen Lebens-Spielraum erweitert. Und das entzieht sich (zusammen mit kostenlosem Dienstwagen, Opern-Abonnement, Golfclubgebühren, Hotelrechnungen et cetera) jeder exakten Erfassung.

Wenn man alte Geschichten liest, etwa die des Ersten Testaments, sah der Reichtum zunächst gar nicht so übel aus; spiegele, wenn man will, den Reichtum der nicht-menschlichen Schöpfung wider, deren Buntheit und Fülle (nach Thomas von

Aquin) das Gutsein des Schöpfers bekundet. Die lebendige Welt war zunächst Allmende, Allgemeingut, Commons; und der Reichtum der Patriarchen nahm ja wenig oder nichts von diesen allgemein geschenkten Ressourcen der Erde weg. Die Weinberge, die Äcker, die Herden von Schafen, Rindern und Kamelen, der kostbare Hausrat versperrten den Anderen, die noch keine Armen waren, nicht den Zugang zum würdigen Leben. Zudem war vom Reichen das gefordert, was im deutschen Mittelalter *Milte*, im französischen *largesse* hieß: Großmut. Durchaus überlegte, aber nicht kalkulierende Freigebigkeit. Und so konnte sich der Reiche ohne Risiko mitten auf den Marktplatz begeben, ein geachteter Mann, ein Streitschlichter, Nothelfer und Friedensstifter: »Gerechtigkeit war das Kleid, das ich anzog, und mein Recht war mir Mantel und Kopfbund. Ich war des Blinden Auge und des Lahmen Fuß. Ich war der Vater der Armen, und der Sache des Unbekannten nahm ich mich an« (Hiob 29, 14-16).

(Hier spricht natürlich ein Reicher über sich selber, es wäre zu fragen, ob die Armen auf den Plätzen seine Selbsteinschätzung teilten.)

Aber schon in biblischen Zeiten setzt die Kritik der Propheten an den Praktiken der Reichen ein; eine Kritik, die ihnen heute bestimmt das Etikett des Sozialneidhammels eintragen würde: Einer neuen Wirtschaftsweise geht es nicht mehr um das Lebens-Mittel, sondern um die schlechte Unendlichkeit der Akkumulation. Erst damit, mit der Aufreihung von Häusern und Äckern und Weinbergen, mit der Zurückdrängung des Gemeineigentums, der Privatisierung des Zugangs zu gottgegebenen Ressourcen, wird der Reichtum zum Dämon, der Anbetung fordert und erhält – zu Mammon.

Den Tatbestand, den die Propheten (und in ihrer Tradition Jesus von Nazaret, die Apostel und Kirchenväter) mit Donner-

worten attackieren, definiert der Grieche, der große Aristoteles, kühl und klar. Er unterscheidet zwei Arten des Wirtschaftens: zunächst und vor allem die Beschaffung des Lebens-Mittels für den Oikos, den Großhaushalt oder die geschlossene Gemeinde – aber als Zweites, als etwas ganz anderes, das Wirtschaften um des Gewinnes, der Anhäufung von Schätzen willen. Und nur die erste Art, die Sorge um den Oikos, verdient bei ihm den Namen der *Oikonomiké*. Die andere nennt er *Kapeliké*, »Handelschaft«.

Ganz wesentlich für den siegreichen Vormarsch dieser Handelschaft war natürlich die wohl zwiespältigste Erfindung der Menschheit: das Geld. Und hier erst, in der immer gewaltigeren Enthüllung der Macht des Geldes, beginnt die Problematik, der wir hier und heute unterworfen sind.

Doch als Zwischenschritt aus der Naturalwirtschaft hin zur Welt der Zentralbanken und des Internationalen Währungsfonds gab es ein Objekt der Begierde, ein Objekt, dem die schweißtreibende Gewinnhäufung diene: den Schatz.

Es ist ziemlich klar, dass die ersten Schatzbildungen religiös bedingt waren – sie entstanden in Tempeln und um sie herum. Und das Mythische ist in der Erinnerung der Völker noch immer mit ihm verbunden. Was ein richtiger Schatz ist, der ist geheim, verborgen, verschlüsselt – und damit immer auch gefahrenträchtig. Er ist, im Gegensatz zu unseren fortschrittlichen Reichtums-Abstraktionen, sinnlich, konkret, voll Glanz und Schimmer. Die Binnenwährung der Schatzwelt und ihrer Begierden ist natürlich das Gold. In dem Maße, in dem sich der Reichtum (und die Begierde nach Reichtum) vom erleb- baren Schauer des Goldes löst, begibt sich der Begriff des Schatzes in die Trostlosigkeit der Bilanzen – und wird zur knochentrockenen Rennstrecke der Dezimalstellen.

Die Geschichte zeigt uns ziemlich genau die Zeit des Über-

gangs vom Schatz- zum Rendite-Denken an: Es war die Zeit der Entdeckung und der Eroberung des (später lateinischen) Amerika durch Spanier und Portugiesen. Die Phantasie der Eroberer war zunächst komplett vom Schatz-Gold gefangen-genommen – El Dorado, der goldbedeckte König und/oder Götze in den Tiefen des Urwalds oder den Felsen des Alti-plano, formte sich zur magischen Verheißung, der die unglaublichen Vollstrecker in ihren Sturmhauben und Harnischen durch tausend Höllen und Schlächtereien zustrebten. Dass sie mit der Erfüllung ihrer Träume das Königreich Spanien in eine ruinöse Inflation stürzen würden, war ihnen völlig unzu-gänglich, eine Sache des sorgenden Kalküls – und mit Kalkül hatte ihr Traum nichts zu tun.

Schatzdenken und Schatzgier hielten sich lang, bis in unsere Zeit. Es entstand der Charakter des Geizhalses, des tragi-komischen Opfers seiner gerafften Habe. Und in »Faust II« fußt der mephistophelische Plan des Papiergelds, mit dem der Teufel dem Kaiser aus der Pleite hilft, auf dem Konstrukt, dass dieses Papier lediglich ein Wechsel auf die verborgenen Schätze des Reiches sei. (Beleihung von Bodenschätzen als Kreditdeckung war im 18. Jahrhundert die fiktive Grundlage der französischen Finanzblase, die der Schotte John Law aus-löste. Die Monarchie sollte sich nicht mehr von diesem Schock erholen. Von ihr war Goethe offensichtlich inspiriert.)

Aber zurück in die Neue Welt diesseits und jenseits des At-lantik – die ja nicht nur eine Welt der Entdecker, sondern auch der Erfinder war. Beide, die Erfinder wie die Entdecker, fanden rasch genug heraus, dass gegenwärtiger wie künftiger Reichtum immer noch auf Ressourcen beruht, die sich durch die neuen Kontinente ins scheinbar Unendliche vermehrten; und der Zugriff auf diese Ressourcen setzte nun so machtvoll ein wie nie zuvor in der Geschichte.

Vorbereitet war er finanztechnisch. Das Geld, diese angenehme Erfindung des Altertums, wurde immer eleganter gehandhabt; im Italien des Spätmittelalters und der Renaissance entfaltete es erst seine ganze Raffinesse, führte hinein in die Sprache und die Usancen des modernen Bankwesens (einschließlich des Zinseszinssystems, das nun als tiefschwarze Wetterwand am Horizont der Lebenswelt steht).

Mit diesem Aufstieg vollzog sich eine paradoxe Wandlung: Der Reichtum zieht sich einerseits immer mehr von sinnlichen Bezügen zurück, verzichtet auf die Pracht der alten Münzprägungen, landet schließlich als reiner Zahlenwust in den elektronischen Speichern der Hochfinanz. Aber gerade auf der Reise in die Abstraktion legt er sich neue Funktionen, neue Verwendungszwecke und logischerweise auch neue Masken zu. Der Wiener Denker Alfred Racek, der eine höchst anregende »Befreiungsphilosophie des Geldes« geschrieben hat, unterscheidet auf Anhieb fünf verschiedene Funktionen, von A bis E, vom einfachen Tauschmittel bis zum Statusmesser – wahrscheinlich gibt es mehr.

Hat man erst einmal diese Vielheit der Funktionen begriffen, öffnen sich so manche Absurditäten der wirtschaftlichen Praxis dem Verständnis, wenn auch nicht der Sympathie. So kann man zum Beispiel die Entrüstung nachfühlen (oder wenigstens nachkombinieren), die hundertfach überbezahlte Topmanager angesichts der öffentlichen Kritik empfinden oder doch zu empfinden vorgeben. Das Geld, sechs- bis achtstellig, das sie sich gegenseitig im Zuge irgendwelcher Konzern-Neugruppierungen zuschieben, ist eben Geld E (vielleicht schon Geld F); Statusgeld, Indikator auf der Skala der innerelitären Fremd- und Selbsteinschätzung, zu tragen und zu zeigen statt der leider abgeschafften feudalen Titel und Orden. (Allerdings muss man zugeben, dass auch dort, wo es solche Eh-

rungen noch gibt, wie etwa in Großbritannien mit seinen alljährlichen Adelslisten, der Hunger nach Statusgeld nicht geringer zu sein scheint.) Dass in der gleichen Währung bescheidenere Zeitgenossen ihre Semmeln und Unterhosen kaufen müssen, ist den Geld-E-Bewegern zwar theoretisch bekannt, spielt aber für ihre Selbstdefinition keine Rolle.

Mit der zunehmenden Monetarisierung des Reichtums treten sofort kollaterale Krisen auf. Die vielleicht wichtigste ist die Krise des Bodens: der Wälder und der Landwirtschaft. Durch Jahrtausende hatte sich der Reichtum aus den Schätzen der Erde, vor allem der Bodenrente, vollgesogen, hatte die Urproduktion des Land- und Waldbaus als seine selbstverständliche Nährmutter betrachtet. Heute gibt es, außerhalb des wachsenden Elends der rückständigen Subsistenzkulturen, keine Volks- oder Großraumwirtschaft mehr, in welcher der verbleibende Anteil an bäuerlicher Existenz nicht zum ernststen und sehr teuren Problemfall geworden ist. Der EU-Agrarmarkt ist nur ein Beispiel; die Subventionen für die US-amerikanischen Farmer sind nicht weniger massiv. Und für den Waldbau gilt dies genauso. In dem Augenblick, wo Rentabilität das entscheidende Kriterium für wirtschaftliche Entschlüsse wird, ist das Handicap des einzig natürlichen Wachstums klar: Seine Rendite beträgt einfach nicht mehr als plusminus ein Prozent. Das genügt nicht für die Finanzierung der Produktion. Bekanntlich hilft sich die kapitalistische Landwirtschaft nicht nur durch Subventionen, sondern auch durch den zusätzlichen Verbrauch gewaltiger Mengen von Erdöl und anderen Chemikalien, der den Ruin der Subsistenzbauern und der Bodenfruchtbarkeit unweigerlich nach sich zieht.

Rentabler erscheint da bei weitem die Industrieproduktion; deren Rohstoffe sind billiger zu haben, werden in der Regel

nach dem Safeknackerprinzip eingeholt und kosten dann nur das Einbruchswerkzeug und das Schmiergeld für den jeweiligen politischen Hausmeister. Wird das Safeknacken zu lohnintensiv, wie etwa das Bergen der Kohle aus tiefen Minen, umgeht man das Problem brutal durch das Wegsprengen ganzer Berggipfel, wie zur Zeit in den Appalachen. Das rechnet sich; die eingesparten Bergleute fallen ins Elend, die Landschaft ist futsch, aber die Firma bleibt gesund und wird noch gesünder, die Aktien steigen. Die sozialen wie die biosphärischen und kulturellen Verluste tauchen in den Bilanzen des Reichtums nicht auf; und sein wichtigstes Ziel in der Politik ist es, dass es dabei bleibt und dass es nicht zu ungebührlichen ertragsmindernden Auflagen kommt.

Dies kann immer erfolgreicher betrieben werden, weil die globale Konzentration erlaubt, nationale und regionale politische Mächte gegeneinander auszuspielen. Patriotische oder heimatliche Bande werden immer unwesentlicher, es regiert eine Internationale des korporativen Reichtums. Und die Welt wird ärmer.

Selbst die Reichen in dieser Welt werden ärmer, auch wenn sie es noch nicht merken sollten. Der Midas-Effekt, die Konversion alles Lebendigen zu Schatzgold, operiert zunächst psychologisch: Man hält sich Aufregungen vom Leibe, vor allem soziale und kulturelle. In der Welt, beileibe nicht nur in Amerika, vermehren sich ständig die Ghettos der Wohlhabenden; je nach Sozialklima mehr oder weniger wirksam abgeschottet. In Kalifornien, in Palermo, in São Paulo, auf den Philippinen und an der Côte d'Azur wachsen Mauern und Stacheldrahtkränze, patrouillieren Privatpolizisten, halten nicht nur die Erbitterung der Armen fern, sondern erzeugen unfehlbar in den Eingeschlossenen ein Gefangenen-Syndrom. Die privilegierten Schulkinder aus den Ghettos werden in bewachten

Omnibussen herumgefahren, erleben ihre Heimatstadt oder ihre Landschaft als flüchtige Touristen. Und dieser Zustand des Daseins hinterm Zaun ist natürlich nur die kollektive Version einer individuellen Befindlichkeit.

Sollen wir deshalb, wie das ja des Öfteren vorgeschlagen wird, die armen Reichen bemitleiden? Sollen wir ihnen Einzel- und Gruppentherapie verschreiben? Nun, die Weisheit der Jahrhunderte enthält genug Material für kritische Selbstprüfung, und es gilt vor allem der Satz, dass die Tore der Hölle, auch der elegantesten Ghetto-Hölle, von innen versperrt sind. Wer wirklich raus möchte, kommt raus. Das fällt (oder fiel) oft recht schwer, Mammon ist ein strenger Gott. Schwerreiche neigen dazu, schon zwei Prozent Steuererhöhung als Bobbahn ins Armenhaus zu empfinden. Dennoch: Es ist ihr Bier, nicht das unsere, das dank der Operationen des Reichtums zirka dreißig Prozent Zinsen im Preis enthält.

Wie das kommt? Es ist einfach genug: Leute, die mehr Geld haben, als sie brauchen, geben es weg an Leute, die es dringend brauchen, aber sie verlangen Miete dafür. Diese Miete wird aufgrund der Zinseszinsformel berechnet, was darauf hinausläuft, dass die Summe der Rückzahlung, vor allem im Ratenfall, wesentlich höher ist als die ursprünglich ausgezahlte. Auf diese Weise stottern zum Beispiel arme Länder Kredite ab, die sie rein rechnerisch längst bezahlt haben, die aber noch in voller (oder mehrfacher) Höhe auf ihren Schuldscheinen stehen. (Der Mechanismus wird anschließend von Andreas Eschbach eingehend erklärt.)

Wesentlich ist auch, dass von einer bestimmten Vermögensgröße ab der Reichtum, der immer so jämmerlich über hohe Steuern stöhnt, längst keine mehr zahlt, sondern aus den Etats der Polis zusätzlich vermehrt wird. Jeder Staats- und Gemeindehaushalt enthält heute riesige Schuldenmengen, die, wie

man so schön sagt, bedient werden müssen. Mit anderen Worten: Sie müssen abgezinst werden. Das Geld für diesen Schuldendienst wird jedoch durch Steuern aufgebracht – durch Einkommen-, Lohn- und Verbrauchsteuern. Der Prozentanteil der Lohn- und Verbrauchsteuern am gesamten Aufkommen steigt ständig, während der Anteil vor allem der höheren Einkommensteuern ständig sinkt. Mit anderen Worten: Leute, die von ihrer Hände oder ihrer Köpfe Arbeit leben, zahlen den Reichen, so sie nur schlaue genug waren, Bundesschätze oder Gemeinde-Anleihen zu erwerben, Jahr für Jahr die entsprechenden Zinsen.

Bei einem solchen System ist es nicht nur möglich, dass sich die Schere zwischen Armut und Reichtum immer weiter öffnet – es ist unvermeidlich. Aus den zweihundertzwanzig Leuten, die heute reicher sind als die gesamte ärmere Hälfte der Menschheit, werden also eventuell hundert, oder fünfzig, oder auch nur fünfzehn werden. Dies und die laufende Plünderung des Planeten kritiklos hinzunehmen und Leuten, welche solche Entwicklungen verbrecherisch nennen, Sozialneid vorzuwerfen zeugt von einer kollektiven Begriffsstutzigkeit, die wir uns nicht leisten können. Es muss also etwas deutlicher geredet werden. Darum haben wir uns in diesem Band bemüht.

Im Übrigen meint der Herausgeber, dass keiner der Beiträge mit sozialneidischer Feder geschrieben wurde – keine Autorin, kein Autor vermittelt etwa den Eindruck, unbedingt auf die Schätze des jeweiligen Untersuchungsgegenstandes scharf zu sein. Wein schmeckt auch aus Acht-Euro-Flaschen, und die Konversation dürfte fast überall anregender sein als an den Tischen der Reichen. Was gelegentlich zu spüren ist, ist Wut, aber die ist dem Thema immer höchst angemessen. Schon Balzac hat bemerkt, dass den wahrhaft großen Vermögen ein

großes Verbrechen zugrunde liegt; da genügt Kammerton nicht zur passenden Darstellung. Insgesamt aber, so scheint es, herrscht der Ton der Gelassenheit vor.

Die wütendste Rede ist wohl die des Kirchenvaters Basilius; dafür markieren die Gedichte von Christian Morgenstern und Ogden Nash den Übergang von der Gelassenheit in die Heiterkeit.

Grundkurs

Andreas Eschbach
An Max Mustermann

Sehr geehrter Herr Max Mustermann!

Vielleicht wundern Sie sich, dass ich Ihnen einfach so schreibe; schließlich kennen Sie mich gar nicht. Doch ich kann nicht anders, seit ich gestern in der Bank zufällig Ohrenzeuge des Beratungsgesprächs wurde, das man Ihnen hat angedeihen lassen. Diese Trennwände trennen nicht so richtig, wissen Sie? Sie haben mich nicht gesehen, ich habe Sie nicht gesehen, aber ich habe Sie gehört. Das, was Sie gesagt haben, und vor allem das, was man *Ihnen* gesagt hat. Was Sie unwidersprochen haben stehen lassen. Dinge, die Sie nicht unwidersprochen hätten stehen lassen dürfen. Deswegen schreibe ich Ihnen. Ihre Adresse, ehe Sie sich wundern, woher ich die habe: Sie haben Sie dem freundlichen Bankberater diktiert, und ich habe mitgeschrieben.

Vielleicht sollte ich lieber »Beratungsgespräch« schreiben, das Wort bewusst in Anführungszeichen setzen. Denn eigentlich war es zuerst die klebrige, scheinbar launige Stimme Ihres Gegenübers, die mir die Nackenhaare aufgestellt hat. So redet jemand, der die Lektionen der entsprechenden Kurse, wie man Dinge an den Mann oder die Frau bringt, schlecht gelernt hat. Und die Inhalte ... na ja. Dazu komme ich jetzt. Sie haben nicht widersprochen, als er Ihnen sagte, Ihr Vermögen müsse sich vermehren. Sie fanden es einleuchtend, ja geradezu selbstverständlich, dass Geld sich vermehrt. Aber haben Sie sich schon einmal überlegt, wie das eigentlich vor sich gehen soll? Wenn man einen Zwanzig-Euro-Schein und einen Zehn-Euro-Schein gemeinsam in einen dunklen Schrank legt,

kann es dann vorkommen, dass irgendwann kleine Euromünzen zur Welt kommen? Kleine, braune Cent-Münzen, die im Lauf der Zeit zu messing glänzenden Zehnern und schließlich zu silbrig glänzenden Euros heranwachsen?

Aber falls das so ist, warum geschieht das dann nur in den Panzerschränken einer Bank und nicht auch bei mir zuhause? Nein, mögen Sie in Erinnerung an das gestrige Gespräch einwenden, so ist das natürlich nicht zu verstehen. Geld vermehrt sich, indem es *arbeitet*. Das hat Ihr Bankberater auch gesagt. Ihr Geld müsse arbeiten. Auf dem jetzigen Konto läge es nur faul herum, aber es müsse arbeiten, und das fanden Sie auch höchst einleuchtend.

Entschuldigung, aber ich finde es nicht einleuchtend. Wie, bitte schön, soll Geld arbeiten? Und wann? Und wo? Es scheinen doch heute schon Arbeitsplätze für Menschen rar zu sein, wo also soll man das Geld hinschicken zum Arbeiten? Eigentlich, nicht wahr, weiß man überhaupt wenig darüber, wie das so ist mit dem arbeitenden Geld. Welche Arbeitszeiten gelten da eigentlich? Rund um die Uhr womöglich? Gibt es keine Geldgewerkschaft, die den armen Münzen und Scheinen auch mal eine Atempause verschafft?

Und weiter – *was* arbeitet Geld eigentlich? Bäckt es Brot? Schwer vorstellbar. Die Münzen würden doch im Teig kleben bleiben und die Scheine am Ofen Feuer fangen. Wäscht es Bettlägerige? Wie, da es doch nicht naß werden soll? Baut es Straßen? Ich für meinen Teil habe noch keine Euromünze gesehen, die Asphalt schaufelt, Sie etwa?

Eine gewisse Ratlosigkeit mag Sie jetzt befallen. Sie waren noch nie dabei, stimmt's? Sie wissen nicht, was die mit Ihrem Geld hinter Ihrem Rücken machen, wenn sie es angeblich »arbeiten lassen«. Deshalb muss ich Ihnen erklären, wie das in Wirklichkeit funktioniert.

Was Sie getan haben, als Sie ein Konto bei Ihrer Bank eröffneten: Sie haben der Bank Ihr Geld *geliehen*. Die Bank wiederum leiht es an andere Leute aus; darauf beruht ihr Geschäft. Denn immer, wenn Geld verliehen wird, hat derjenige, der es leiht, nicht nur die Pflicht, es wieder zurückzuzahlen, vielmehr muss er auch einen bestimmten zusätzlichen Betrag entrichten, sozusagen als Miete für das geliehene Geld. Diese Miete nennt man *Zinsen*.

Zinsen, das klingt in unseren Ohren immer nach wenig, nach Bagatellbeträgen, weil wir als erstes in unserem Leben Sparbücher kennenlernen und die Enttäuschung, wenn der Mensch hinter dem Schalter die Zinsen gutschreibt, die über das Jahr aufgelaufen sind, und es jedesmal so lächerlich wenig ist, dass man sich fragt, wozu man sich eigentlich die Mühe macht.

Aber Zinsen vom anderen Ende her – also wenn man derjenige ist, der Geld geliehen hat – sind etwas anderes. Zinsen für geliehenes Geld sind richtig heftig. Wenn Sie das noch nicht am eigenen Leib erfahren haben, sollten Sie bei Gelegenheit einmal Ihr Wissen vertiefen und sich den Verlauf eines sogenannten Annuitäten-Darlehens vorrechnen lassen. Mit solchen Darlehen finanziert man beispielsweise den Bau seines Eigenheims. Sie werden feststellen, dass Sie, wenn Sie ein solches Darlehen abzahlen, über die Jahre hinweg manchmal insgesamt mehr als das Doppelte des gesamten geliehenen Betrages zurückzahlen müssen.

Mit anderen Worten: Ihr Geld wächst nicht, und es arbeitet auch nicht. Wenn Sie nach einer gewissen Zeit mehr Geld auf Ihrem Konto vorfinden als am Anfang, stammt dieses »mehr« von anderen Leuten. Die sind es, die dafür gearbeitet haben. Man könnte sagen, diese Leute arbeiten für Sie. Sie zahlen Ihnen Tribut. Ihr Geld ist das Lehen, der Zins der Tribut.

(Das ist alles übrigens keine moderne Erfindung, im Gegen-

teil. Schon in der Bibel werden diese Verhältnisse erwähnt, und schon damals war es nichts Neues. Was nicht heißen muss, dass es nicht auch anders ginge. Auch die Sklaverei war einmal eine altherwürdige Institution. Altherwürdigkeit allein besagt noch gar nichts.)

Wohlgemerkt, diese anderen Leute geben Ihnen dieses Geld nicht, weil sie es übrig hätten, und erst recht nicht aus Sympathie. Sie kennen Sie ja überhaupt nicht, genau wie Sie umgekehrt diese Leute, Ihre Tributpflichtigen, nicht kennen. Bis jetzt haben Sie womöglich noch nicht einmal darüber nachgedacht, dass da im Hintergrund Menschen arbeiten müssen, wenn von »arbeitendem Geld« die Rede ist. Nein, diese Menschen geben Ihnen Geld, weil sie *müssen*. Weil sie keine andere Wahl haben. Sie, Herr Mustermann, haben Geld, das Sie nicht brauchen, und diese anderen Menschen, Ihre Tributpflichtigen, brauchen Geld, das sie nicht haben. Also leihen sie es. Von Ihnen, unter anderem. Und hoffen, dass sie mit den Schulden zurechtkommen und sie irgendwann auch wieder loswerden.

Ihre Bank organisiert das Ganze, was sinnvoll ist, denn es geht ja nicht nur um Ihr Geld, sondern auch um das vieler anderer. Das kommt alles in einen Topf, und am Ende lässt sich nicht mehr feststellen, wessen Geld wohin gelangt ist und wer wessen Kontozinsen bezahlt. Dadurch, dass es durch die Bank läuft – meist läuft es sogar durch mehrere Banken, durch ein abstraktes System, das man »Finanzmarkt« nennt –, wird alles erfreulich anonym, und man kann sich auf der Straße begegnen, ohne sich scheel ansehen zu müssen. Denn Schuldner und Gläubiger kennen einander ja nicht.

Natürlich verdient Ihre Bank auch an dieser Vermittlung. Eigentlich sogar mehr als Sie, aber das wird sie Ihnen nicht auf die Nase binden. In einer ruhigen Minute können Sie sich ja

mal überlegen, wie es kommt, dass große Banken auch dann noch Gewinne in Milliardenhöhe ausweisen können, wenn ringsum die Wirtschaft ächzt und jammert. Eigenartig, nicht wahr? Aber das ist ein anderes Thema, und um das geht es mir hier überhaupt nicht. Hier geht es um Sie, Herr Mustermann. Vielleicht sind Sie bei dem, was ich Ihnen gerade erklärt habe, ein wenig erschrocken. Sicher fragen Sie sich, worauf ich eigentlich hinaus will. Wahrscheinlich vermuten Sie, dass ich Ihnen als nächstes Vorwürfe machen werde, etwa, dass das, woran Sie sich da beteiligen, unmoralisch sei: andere Leute mit Hilfe des eigenen Geldes »in die Zinsknechtschaft zu zwingen«.

Nichts liegt mir ferner. So einfach ist das nämlich nicht. Außerdem haben Schlagworte uns noch nie weitergebracht. Wenn Sie weiterkommen wollen, müssen Sie immer genau hinsehen, müssen mehr verstehen als nur ein Wort.

Sehen wir uns die Sache einmal von der anderen Seite aus an und betrachten wir etwa einen Handwerker, einen jungen Schreiner beispielsweise, der gerade ausgelernt und alle nötigen Zeugnisse in der Tasche hat und nun anfangen könnte zu arbeiten. Bloß, um das zu können, braucht er eine ganze Menge Dinge. Werkzeug zunächst, und zwar das gute, professionelle, das teuer ist. Dazu diverse Maschinen. Holz natürlich. Eine Werkstatt muss er mieten, ein Telefon anschließen und Briefpapier drucken lassen und was der Dinge mehr sind. Unterm Strich kommt man auf Summen, die ein junger Mensch am Beginn seines Arbeitslebens einfach nicht hat.

Was also soll er tun? Geld verdienen kann er ohne diese Dinge nicht, jedenfalls nicht mit dem, was er gelernt hat, und da beißt sich die Katze in den Schwanz. Ohne eine eigene Werkstatt nützt ihm seine Ausbildung nichts, und die Idee, sich mit allerhand Jobs durchzuschlagen und nebenher das

Geld dafür zusammenzusparen, kann er bei genauerem Durchrechnen auch vergessen. Selbst wenn nicht alles Geld, das er so verdient, für den bloßen Lebensunterhalt draufginge, wäre er wahrscheinlich siebzig, bis er die benötigte Summe zusammenhätte. Wenn überhaupt jemals, schließlich werden die meisten Dinge im Lauf der Zeit eher teurer.

Wäre es nicht viel sinnvoller, jemand würde ihm das benötigte Geld einfach leihen? Dann könnte er anfangen zu arbeiten, könnte richtig gut verdienen und das Geld bequem nach und nach zurückzahlen, bis er irgendwann auf eigenen Beinen steht.

Das ist nicht nur sinnvoll, es geht überhaupt nicht anders.

Doch wer leiht ihm das Geld? Angenommen, er hat keine reiche Verwandtschaft und keinen wohlhabenden Freund. Auch solche Leute sollen schließlich leben dürfen. Würde ihm ein Fremder das Geld – und wir reden von viel Geld – leihen?

Immerhin, derjenige, der ihm das Geld überlässt, geht ein Risiko ein, und kein geringes. Der junge Betrieb kann auch, anstatt Grundlage einer Existenz zu werden, Pleite gehen. Ob sich der vielversprechende junge Schreiner im Suff die Hand absägt, ob er nicht so zuverlässig ist, wie er sein sollte, oder ob ihm ein Konkurrent das Leben schwer macht, jedenfalls besteht die realistische Möglichkeit, dass die Sache schief geht, und dann ist das Geld weg. Auch der Verkauf der gebrauchten Maschinen und so weiter brächte nur einen Teil der investierten Summe wieder herein, den Rest kann der Kreditgeber (denn um einen solchen handelt es sich) in den Schornstein schreiben.

Um einen Fremden dazu zu bringen, ein solches Risiko einzugehen, wird dem jungen Mann nichts anderes übrig bleiben, als dem Geber eine zusätzliche Prämie zu versprechen. Dafür, dass er das Geld zeitweise aus der Hand gibt – was ja

mit sich bringt, dass er es nicht für sich selber ausgeben kann, nicht einmal, wenn er plötzlich selber in eine Notlage geraten sollte –, bekommt er mehr Geld zurück, als er hergegeben hat. Dann heißt es für den Geber, Risiko und möglichen Gewinn gegeneinander abzuwägen und einzuschlagen oder auch nicht. Es gibt heutzutage auch andere Investitionsmöglichkeiten, als in einen wildfremden jungen Schreinermeister zu investieren. Sie können Ihr Geld beispielsweise dem Staat leihen. Der zahlt seine Schulden zuverlässig und pünktlich zurück, samt Zinsen. Das tut er zwar zunehmend von Geld, das er sich erst wieder anderswo leihen muss, was Sie nicht für seriös halten mögen, aber solange es funktioniert, ist es eine sichere Sache. Sagt Ihr Bankberater. Ich werde Ihnen dazu ein paar Absätze weiter unten noch etwas anderes erzählen.

Wozu schreibe ich Ihnen das alles? Nicht, um Sie zu einer bestimmten Handlung zu bewegen oder Sie von einer anderen abzuhalten. Sie können tun, was Sie für richtig erachten. Es ist Ihr Geld. Alles, was ich gerne hätte, ist, dass Sie wissen, was Sie tun, wenn Sie es tun. Dass Sie aufhören, in Märchen und Fabeln zu denken und stattdessen einfach zu den Fakten stehen. Märchen bringen nichts. Wer Ihnen Märchen erzählt, will Ihnen die Wirklichkeit vorenthalten. Die Wirklichkeit bei Investitionen ist, dass Sie jemand anderem Ihr Geld zeitweise zur Verfügung stellen, zum Guten oder zum Schlechten. Akzeptieren Sie es, oder lassen Sie es. Aber ziehen Sie dem Ding kein rosarotes Mäntelchen über.

Was Ihnen beim »Beratungsgespräch« nämlich nicht aufgefallen zu sein scheint, war das eigentümliche Ungleichgewicht in der Kommunikation. Für mich als unbeteiligtem Lauscher an der Sichtschutzwand, der ich den nötigen Abstand zum Geschehen hatte, war es dagegen unüberhörbar. Anfangs war die große Stunde der Allgemeinplätze. Abgesehen von Per-

sönlichem, bei dem ich weggehört habe, herrschte das übliche Blabla, dieses »Nun schauen wir mal, wie wir Ihrem Geld Beine machen«, dieses »Da steckt doch mehr drin« und so weiter. Sie waren begeistert, und Ihr Berater muss es auch gewesen sein, als Sie so unternehmungslustig mitgingen. Dann kam er zum Speziellen, zum konkreten Angebot, zu diesem Fonds, zu jener Festanlage, zu dieser Aktie. Und auf einmal ... Ist Ihnen das wirklich nicht aufgefallen? Aber Sie erinnern sich daran? Ich hatte den Eindruck, dass Sie in dem Moment plötzlich ein ungutes Gefühl beschlich. Urplötzlich war Fachchinesisch angesagt. Wissen Sie wirklich, was der Unterschied zwischen Agio und Disagio ist? Was eine Wandeloption ist? Ein thesaurierender Fonds? Nein. Und da Ihr Berater Sie kennt – das hat man gemerkt –, heißt das, er muss auch ganz genau gewusst haben, dass Sie es nicht wissen. Trotzdem hat er Sie mit all diesen Ausdrücken förmlich zugeballert. Fragen Sie sich doch mal, warum. Sie sind auf einmal ganz einsilbig geworden, sind wahrscheinlich in Ihrem Sessel zusammengesunken und haben gedacht: »Hoffentlich merkt er nicht, dass ich da gar nicht mitreden kann, wie stehe ich denn sonst da?« Ihr Berater kennt Sie, stimmt's? Er kennt sie gut genug, um zu wissen, dass Sie nicht nach den Details fragen würden. Dass Sie nicht bei ihm Nachhilfe in Banksprech nehmen würden. Der älteste Trick der Welt, wenn Sie mich fragen.

Was also ist passiert? Mit Worten, deren Bedeutung Sie nicht wirklich kennen, hat er Ihnen irgendwas erzählt, das gut klang, beeindruckend, womöglich Vertrauen erweckend. In mir hat es, anbei bemerkt, kein Vertrauen erweckt; grundsätzlich schwindet mein Vertrauen, wenn man mir gegenüber Tricks benutzt. Aber ich würde was darauf wetten, dass Sie es in Wirklichkeit nicht verstehen. Allenfalls haben Sie eine schwammige Vorstellung davon. Wenn ich Sie jetzt fragen

würde, wann Sie wieviel Geld erhalten werden – wüßten Sie es? Wüßten Sie, woher es kommt? Unter welchen Bedingungen Sie mit welchen Verlusten aussteigen können? Und so weiter und so weiter? Nein. Mit anderen Worten, Sie vertrauen Ihr sauer verdientes Geld einer Geschichte an, die Sie nicht verstanden haben. Ist das vernünftig? Ist es vernünftig, dass Sie dem Kauf einer Dose Erbsen mehr Überlegung widmen als dem Investment von Geld, das Sie über Jahre hinweg sammengespart haben?

Das könnte jetzt alles so klingen, als wolle ich Ihnen sagen, dass Sie beim falschen Finanzberater sind. Aber darum geht es nicht. Die sind alle so. Machen ihren Job und verstehen in Wirklichkeit auch nicht, was vor sich geht.

Offen gesagt frage ich mich, ob es überhaupt jemand versteht. Ich behaupte nicht, dass ich es tue. Ich bin in der Welt des Geldes nur ein staunender Tourist. Ich sehe allerhand bunte Fassaden und frage mich, wie es dahinter aussehen mag. Das ist es, was ich tue: Ich frage. Ich wundere mich. Ich stoße auf Sachverhalte und mache mir Gedanken.

Einen solchen Sachverhalt will ich Ihnen erzählen. Es ist eine simple, aber merkwürdige Sache, und Banken spielen dabei eine wichtige Rolle.

Es geht um folgendes: Die Wirtschaft unseres Landes wächst jedes Jahr. Mehr oder weniger, meistens weniger und immer zu wenig, wenn es nach der Regierung geht. Aber egal, ob es nun ein Prozent ist oder nur ein halbes oder irgendeine andere Zahl, sie wächst. Das Gleiche gilt für Europa, für andere Länder, für die Weltwirtschaft insgesamt. Im Großen und Ganzen wächst sie, was auch sein muss, weil ja auch die Weltbevölkerung wächst.

Da die Wirtschaft wächst, muss auch die Geldmenge wachsen. Logisch? Logisch. Ist auch so. Wobei man darüber schon

nichts mehr in den Fernsehnachrichten erfährt. Wirtschaftswachstum ist eine Schlagzeile, die Zunahme der Geldmenge nur eine Zahl im Kleingedruckten der Zeitung.

Wenn wir uns soweit einig sind, dann bitte ich Sie, sich einmal zu fragen, woher dieses zusätzliche Geld eigentlich kommt und wie es unter die Leute gelangt. Nicht wahr, das haben Sie sich noch nie überlegt? Und Sie wissen es auch nicht. Vielleicht, könnte man vermuten, wird einfach die benötigte Menge an Geldscheinen gedruckt? Könnte man ja machen; so ein Geldschein kostet schließlich nicht viel. Ein gutes Geschäft also, weshalb es auch verboten ist, das auf eigene Faust und Rechnung zu machen. Aber haben Sie je in Ihrem Leben einen Brief von, sagen wir, der Europäischen Zentralbank bekommen, in dem ein paar Geldscheine lagen und ein Begleitschreiben mit der Bitte, sie schnellstmöglich auszugeben, damit das angesichts des Umfangs der Wirtschaft benötigte Geld in Umlauf gelangt? Ich nicht. Ich kenne auch niemanden, der je so einen Brief bekommen hätte. Und ich wette, Sie auch nicht.

Aber irgendwie muss es geschehen. Irgendwie muss mehr Geld in Umlauf kommen. Auf irgendeine geheimnisvolle Weise muss es bewerkstelligt werden, und sagen Sie selbst, finden Sie es nicht auch *extrem* merkwürdig, dass wir nichts darüber wissen? Dass man uns das in der Schule nicht beibringt? So viel unnützes Zeug bleut man uns dort ein, aber darüber, wie Geld funktioniert, erfahren wir überhaupt nichts. Und das, obwohl wir den Großteil unseres Lebens damit beschäftigt sind, dahinterher zu sein. Und ein großer Teil unseres Glücks in diesem Leben davon abhängen wird, wie wir damit zurechtkommen, mit diesem geheimnisvollen Phänomen, dem Geld.

Sie müssen lange suchen, bis Sie jemanden finden, der Ihnen

etwas darüber erzählen kann. Selbst im Viktorianischen England gab es mehr Leute, die wussten, woher die Babys kamen, als es heutzutage Leute gibt, die wissen, woher das neue Geld im Wirtschaftskreislauf kommt. Peinlich, wenn Sie mich fragen. Vor allem, wenn man bedenkt, dass im Gegensatz zu Dingen wie Zeugung und Schwangerschaft und dergleichen alles, was mit Geld zu tun hat, eine rein menschliche Erfindung ist, von A bis Z, jeder noch so kleine Aspekt davon. Nichts davon ist von selber entstanden. Kein Gott hat seine Finger im Spiel, keine Natur hat damit zu tun, kein physikalisches Gesetz wirkt, nichts dergleichen. Geld ist Menschenwerk, Punkt. Es wäre wirklich nur recht und billig, wenn wir alle restlos darüber Bescheid wüßten.

Also, machen wir einen Anfang. Die Vermehrung des Geldes passiert – und das dürfen Sie ruhig jedem weitersagen, den Sie kennen – folgendermaßen: Wann immer jemand einen Kredit aufnimmt, vermehrt er dadurch nebenbei die Geldmenge um genau den Betrag seines Kredites. Das Geld zählt in den Büchern der Bank auf einmal sozusagen doppelt: Einerseits bleibt das Guthaben von dem, der es eingezahlt hat, bestehen, andererseits spaziert jemand mit dem Geld zur Tür hinaus. Wundersame Vermehrung? Nein, reine buchhalterische Logik. Es klingt wie eine kitzlige Situation – denn schließlich, was wird die Bank machen, wenn der Inhaber des Guthabens kommt und sein Geld zurückhaben will? Doch es funktioniert, weil es nicht nur einen, sondern viele, viele Guthaben gibt und deren viele, viele Inhaber im wirklichen Leben nicht alle am selben Tag am Schalter auftauchen und ihr Geld zurückverlangen. (Täten sie es doch – was manchmal vorkommt –, würde die Bank zusammenbrechen. Oder sie schließt einfach vorher ihre Tore und sagt den Leuten, sie sollen ein andermal wiederkommen.)

Hinzu kommt: In der Praxis tragen die wenigsten Kreditnehmer das Geld tatsächlich zur Tür hinaus, und selbst wenn, dann stecken sie es jedenfalls nicht unter ihre Matratze. In der Regel wird das Geld wieder auf eine Bank gebracht, oder es wird ausgegeben, und dann bringt es der, der es eingenommen hat, zu einer Bank. Dort wird es wieder zu Guthaben, was bedeutet, dass sich das Spiel wiederholen kann.

Weil das so wichtig ist, will ich es noch einmal an einer ganz einfachen Situation verdeutlichen: Stellen Sie sich vor, es gäbe nur einen einzigen Hundert-Euro-Schein, und den hat jemand auf einer Bank eingezahlt. Nun kommen Sie und nehmen einen Kredit in dieser Höhe auf. Man händigt Ihnen besagten Geldschein aus, und in dem Vertrag, den Sie unterschreiben, verpflichten Sie sich, den Kredit über einen bestimmten Zeitraum in monatlichen Raten zu tilgen, ein Annuitätendarlehen also, das unterm Strich darauf hinausläuft, dass Sie sich verpflichten, insgesamt etwa zweihundert Euro zurückzuzahlen. Nun fragen Sie sich vielleicht, wie das überhaupt gehen soll, wenn doch überhaupt nur hundert Euro existieren, oder? Doch ab dem Moment, in dem Sie Ihren Kredit aufgenommen haben, existieren rechnerisch tatsächlich zweihundert Euro. Denn Sie halten einen Hundert-Euro-Schein in der Hand, und jemand anders hat ein Sparbuch, das ihm ein Guthaben von ebenfalls hundert Euro bescheinigt. Macht zusammen zweihundert.

Um herauszufinden, wie es im Einzelnen weitergeht, reicht dieses vereinfachte Modell nicht mehr aus. Da müssten jetzt mehr Konten, mehr Teilnehmer, mehr Geldflüsse ins Spiel kommen, und dieser Brief würde zum Buch. Klar ist aber auf jeden Fall: Sie stehen jetzt unter Druck. Sobald Sie in das Spiel der Geldvermehrung einsteigen, müssen Sie sich mächtig ins Zeug legen und irgendetwas bieten, damit Sie an das

übrige Geld herankommen, sonst landen Sie im Schuldturm. Und hier schließt sich der Kreis zu dem, was ich Ihnen eingangs versucht habe zu erklären. Sobald Sie nämlich Schulden haben, stehen Sie auf der anderen Seite des Vorgangs, den Ihr Bankberater so blumig als »arbeitendes Geld« umschreibt. Jetzt sind Sie der Tributpflichtige. Jetzt müssen Sie Geld hergeben, damit jemand anders glauben kann, sein Geld vermehre sich.

Und es gibt kein Entkommen. Solange Sie nur von Ihren Bedürfnissen bestimmt wurden, stand Ihnen immer auch noch die Möglichkeit offen, diese zu überdenken, asketischer zu leben oder ihnen sonstwie zu entsagen. Mit Schulden geht das alles nicht mehr. An Schulden ändert sich nicht das Geringsste, wenn Sie sich ändern, und sei es, dass Sie vom Sünder zum Heiligen würden. Schulden wird man nur los, indem man sie tilgt.

Verstehen Sie, was das bedeutet? Es bedeutet, dass im Herzen unserer Wirtschaft ein Puls schlägt, der von Schulden getrieben wird. In der Summe handeln die Akteure der Wirtschaft nicht, um Bedürfnisse zu befriedigen, sondern sie handeln, weil sie Schulden tilgen müssen. Das ist ein erbarungsloser Druck, und im Extremfall sind wir bereit, die Umwelt zu zerstören oder gar andere Menschen, nur um unsere Schulden wieder loszuwerden. Ist es nicht eigenartig, dass dies ein Druck ist, den wir selber geschaffen haben? Weil Geld und alles, was damit zusammenhängt, Menschenwerk ist? Jedenfalls, so vermehrt sich das Geld im Kreislauf: rechnerisch. Buchhalterisch. Bargeld macht nur einen winzigen, fast vernachlässigbaren Teil der gesamten Geldmenge aus. Zum überwiegenden Teil existiert Geld nur in Form von Buchungen auf Konten, in Form von Zahlen, ist, mit anderen Worten, virtuell. (Allerdings ist auch der Wert eines Geldscheins vir-

tuell, wenn Sie es sich genau überlegen.) Da das Wort »virtuell« jünger als unser Geldwesen ist, ist hierfür der Begriff »girales Geld« gebräuchlich.

Der Prozess der »Geldschöpfung« – wie das, was ich gerade beschrieben habe, heißt – ist in der Praxis noch ein wenig komplizierter. Da spielen Leitzinsen eine Rolle und Kredite, die Banken ihrerseits bei der Zentralbank aufnehmen, da gibt es Regeln, wonach nur ein bestimmter Teil der Einlagen in eine Bank wieder verliehen werden darf und so weiter.

Trotzdem enthüllt uns schon dieser erste, flüchtige Einblick ein Grundprinzip giralen Geldes, das Sie sich wahrscheinlich auch noch nie klar gemacht haben. Aus dem eben Geschilderten folgt nämlich, dass jedem Euro auf der Plusseite zwingend ein Euro auf der Minusseite gegenüberstehen muss, ohne Ausnahme, bis zum letzten Cent. Unweigerlich stehen jedem Vermögen Schulden gegenüber, und zwar in exakt der gleichen Größe. Ohne das eine kann das andere nicht existieren. Das schreiben die Gesetze der Buchhaltung vor, und die sind als mathematische Gesetze weder verhandelbar noch änderbar. Wollte man alle Schulden tilgen, müssten sich auch alle Guthaben auflösen.

Das muss man auf sich wirken lassen. Nach einer Weile sieht man viele Dinge in einem ganz anderen Licht. Beispielsweise, wenn der Finanzminister, dieser arme Wicht, dasteht und erklärt, der Staat müsse seine Verschuldung reduzieren, weil der Schuldendienst langsam, aber sicher den Staatshaushalt erdrossele. Er hat ja recht. Bloß – wie will er das machen? Er kann schließlich nicht die Schulden selbst beseitigen, weil sonst Guthaben in gleicher Höhe aus dem Finanzsystem verschwänden und die Wirtschaft in die Knie ginge. Das Äußerste, was er hoffen kann, ist, dass jemand anders die Schulden macht. Doch wer soll das sein? Die meisten Firmen haben

schon so viel Schulden, wie sie verkraften können, viele auch mehr. Private Haushalte werden sich hüten, in diesen unsicheren Zeiten mehr Schulden zu machen als unbedingt nötig. Außerdem heißt Schulden machen Kredite aufnehmen, und Kredite erhält man nur gegen Sicherheiten. Der Staat ist als Einziger in dem Spiel seine eigene Sicherheit und kann so viel borgen, wie er will. Einstweilen. Kein Wunder also, dass sich nach und nach alle für die Existenz von Vermögen notwendigen Schulden bei ihm versammeln.

Ist das alles höchst seltsam? Ja. Liegt hier womöglich ein grundlegender Konstruktionsfehler des Systems verborgen? Vielleicht. Es gibt viele Menschen, die sich auf übergeordneter Ebene mit diesen Fragen beschäftigen und genau das behaupten. Und diejenigen, die das bestehende System verteidigen müssten, die uns erklären müssten, warum das alles so ist und so sein muss, die etablierten, akademischen Wirtschaftswissenschaftler – sie schweigen dazu, und wenn man sie befragt, tun sie, als verstünden sie die Frage nicht. Was unsereinem bleibt, ist, sich zu wundern.

Ich will zum Ende kommen. Sie fragen sich sicher immer noch, was ich eigentlich mit meinem Brief bezwecken wollte. Nun, einfach dies: Sie das Geld mit anderen Augen sehen zu lassen. Sie dazu zu bringen, die alten, immer gleichen Sprüche nicht mehr zu akzeptieren. An den Weihnachtsmann glauben Sie doch auch nicht mehr; warum also sollten Sie an das arbeitende, sich vermehrende Geld glauben? Lachen Sie die Plakate Ihrer Bank aus. Beginnen Sie, sich ebenfalls zu wundern und Fragen zu stellen. Und von da aus werden wir sehen, wie es weitergeht.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Andreas Eschbach

Rede an die Reichen

»Diese Güter gehören mir,
habe ich nicht das Recht, sie zu behalten?«

Gehören Sie wirklich dir?
Woher hast du sie genommen?
Hast du sie von anderswo her
in die Welt mitgebracht?

Du verhältst dich wie einer,
der bei jedem Schauspielbesuch das Theaterhaus verriegelt.
Du willst anderen den Eintritt versperren,
damit du dein Vergnügen für dich allein hast.

Es ist so, als würdest du dir
das alleinige Anrecht auf ein Theaterstück nehmen,
das für die Allgemeinheit gespielt wird.

Genau so sind die Reichen:
Sie betrachten die Güter, die allen gehören,
als ihr privates Eigentum,
weil sie sich diese als erste angeeignet haben.

Den Hungernden gehört das Brot,
das du für dich behältst;

den Nackten der Mantel,
den du in der Truhe versteckst;

den Armen das Geld,
das du vergräbst.

Basilus der Große, 370 Erzbischof von Caesarea

Herz der Finsternis

